

between the objective and the subjective parameters of space, i.e. how architects and stakeholders construct a given space.

Liza Kam's important contribution to the emerging field of research in post-colonial politics raises a number of new questions and conjectures that juxtapose empirical findings with conventional theories of collective action, memory and the construction of space. Her leitmotif for the actual driving forces to shape latent resentments into powerful collective action is a new voice in the discord of post-colonial narratives without the underpinning of testable conjectures.

Space, identity and citizenship are among the cutting-edge issues of politics today. Within this emerging field, detailed, empirical studies of the politics of space, civic consciousness and the battle for public space between the state and other stakeholders are relatively rare. This is particularly significant in the post-colonial context, where the institutional basis of participation is soft or non-existent. Liza Kam's contribution has much to teach us in contested arenas of public space in the post-colonial world. It is a timely reminder of how easy the theft of memory of the powerless by dominant hegemonic bodies in the name of a melting-pot modernity can be. That way, Liza Kam reminds us, lies the ultimate disenchantment with modernity and the emergence of extreme, radical rejection. Liza Kam's serious and valuable contribution to the sociology of knowledge, architecture of space, collective action and comparative modernity deserves our strong recommendation.

Subrata K. Mitra

LEE HYUN SU, *Die letzte Gisaeng*. München: Iudicium, 2013. 240 Seiten, € 19,80. ISBN 978-3-86205-296-7 (Aus dem Koreanischen übersetzt von Youngsun Jung und Herbert Jaumann)

Die romanartige Schilderung der Gisaeng war bei ihrem Erscheinen in Korea vor einem Jahrzehnt sehr erfolgreich. Sie beschreibt gleichsam als fiktive „mündliche Geschichte“ die Schicksale, Erlebnisse, Hoffnungen und Enttäuschungen der in Korea aussterbenden Berufsgruppe der Gisaeng aus der Sicht der unterschiedlichen Bewohner eines Gisaeng-Hauses.

Da ist einmal die erfahrene „Alte“ als Chefin mit dem goldenen Herzen, die leider meist übellaunig und jähzornig ist. Da ist ihre Stellvertreterin, ebenfalls schon etwas in die Jahre gekommen und alkoholkrank, die nicht zum ersten Mal von einem Zuhälter („Säulenmann“) ausgeplündert wird. Dann gibt es jüngere Nachwuchskräfte für die beiden Spezialgebiete Gesang und Tanz, die sich genauso noch vervollkommen müssen, wie die Küchenhilfen, die sich innerhalb einer strengen Hackordnung in der Küche erst nach Jahren des Lernens und Dienens hocharbeiten können. Schließlich lebt seit 20 Jahren ein Faktotum im Haus, ein Mann, der für alles zuständig ist – vom Lebensmitteleinkauf über

Reparaturen bis zur Einführung der jungen Gisaeng in die sexuelle Praxis. Diese erfolgt erstaunlicherweise im Rahmen einer traditionellen Hochzeitszeremonie, der nichts fehlt außer der gegenseitige Treueschwur von Gisaeng und Faktotum, gefolgt von einer Hochzeitsnacht, an der die ganze Belegschaft mehr oder minder diskret Anteil nimmt.

Es geht in diesem Roman recht lebendig zu, oft auch sehr lautstark und gewalttätig. Auch die genannte Alte hält sich mit Schlägen nicht zurück, wenn sie es für angebracht hält. Zu den eisernen Regeln der Gisaeng zählt, sich nie in Kunden zu verlieben (wenn das doch geschieht, hängen sie sich mit gebrochenem Herzen am Küchenbalken auf) und eigentlich nur an Trinkgeld interessiert zu sein. Schwangerschaften sind streng verboten, Abtreibungen erfolgen innerhalb des Hauses.

Es stellt sich die Frage, ob und inwiefern sich Gisaeng von ihren japanischen Geisha-Kolleginnen unterscheiden. Beide unterhalten ihre zahlungskräftigen männlichen Gäste in aufwändig hergerichteten Häusern mit Gesang und Tanz, um sie anschließend mit erlesenen Speisen zu verführen, mit leichtem Geplauder zu unterhalten und mit Alkohol zu traktieren. Angeblich hat eine Gisaeng das Recht, einen Kunden für weitergehende Dienstleistungen abzulehnen. Doch inwieweit dies bei solventen Stammkunden angesichts der rigiden Herrschaft innerhalb der Hierarchie der Häuser tatsächlich möglich ist, bleibt offen.

Unterschiedlich ist sicher der soziale Status der Betroffenen. In Korea wurden die Gisaeng als nachgeborene minderjährige Töchter von ihren Vätern oder Stiefvätern an Zuhälter verkauft, die sie dann an Gisaenghäuser (unter positiven Gesichtspunkten: weil sie dort noch halbwegs gut aufgehoben waren und eine Ausbildung in Haushaltsführung, Kochen, Gesang und Tanz erhielten) oder direkt an Bordelle veräußerten. In den 60er und 70er Jahren wurden sie auch nach Japan in die Hände der japanisch-koreanischen Yakuza übergeben. Als einzig mögliche Alternative für diese jungen Frauen, ihr Leben zu fristen, gab es eigentlich nur die schlecht bezahlte Arbeit in Textilfabriken. Ihr sozialer Status war und ist ganz unten in der gesellschaftlichen Ordnung angesiedelt, während ihre Kundschaft, wie bei den Geishas in Japan, fast ausschließlich der Oberschicht entstammt.

Unternehmer, hohe Beamte und Kulturschaffende werden als regelmäßige Gäste genannt, die als geschlossene Gesellschaften das Haus für ihre Feiern und Trinkgelage anmieten. Dabei geht es, in Korea öfter als in Japan, meist außerordentlich rau und unschön zu, zumal die Kunden oft völlig betrunken sind und statt sentimental gewalttätig werden. Auch das innere Betriebsklima scheint deutlich herber und derber zu sein als jenes in Japan, zumal in den Gisaeng-Häusern auch räuberische Zuhälter mit einschlägiger Gefängniserfahrung geduldet werden.

Abgelöst wurden die Gisaeng schließlich durch eine fantasielose, kommerzielle Sexindustrie ohne Tanz, Gesang und edle Speisen – eine Art von ökonomischem Fortschritt, wenn man so will. Ob das Aussterben der Gisaeng einen

großen Kulturverlust darstellt, liegt naturgemäß im Auge des Betrachters. Der Autorin kommt unzweifelhaft das große Verdienst zuteil, dieses verfeimte und doch sozialhistorisch wichtige Gewerbe, das von Tausenden von Koreanerinnen durchlitten wurde, dokumentiert und in all seinen Facetten für die Nachwelt erhalten zu haben.

Albrecht Rothacher

MASAO MARUYAMA, *Freiheit und Nation in Japan. Ausgewählte Aufsätze 1936–1949* (herausgegeben von Wolfgang Seifert). München: Iudicium.
Band 1: 2007, 169 Seiten, € 15,00. ISBN 978-3-89129-875-6
Band 2: 2012, 182 Seiten, € 15,00. ISBN 978-3-86205-091-8

Masao Maruyama (1914–1996) spielte in der japanischen Nachkriegszeit als linksliberaler Präzeptor und Kritiker vermeintlicher oder tatsächlicher restaurativer Politiken der konservativen Regierungen – vor allem, wenn sie den Friedensartikel 9 der Verfassung auszuhebeln versuchten – eine ähnliche Rolle als öffentlicher Sozialphilosoph wie viele französische Intellektuelle oder etwa Jürgen Habermas, Ralf Dahrendorf oder Ulrich Beck in Deutschland. Dabei waren seine Argumentationslinien stets komplex und stark ideen- und sozialgeschichtlich und von seiner intimen Kenntnis der europäischen und vor allem deutschen Philosophie geprägt, die er ausführlich und oft im Original zitierte.

Im Gegensatz zu der Rezeption der deutschen Philosophie in Japan ist die Maruyamas in Deutschland bislang sehr dürftig ausgefallen. Umso erfreulicher ist es, dass der Herausgeber in zwei schmalen, sehr lesenswerten Bänden die wichtigsten bislang unübersetzten Aufsätze Maruyamas, die seinen intellektuellen Werdegang in der frühen, entscheidenden Epoche – von 1936 bis 1949, während der Kriegs- und Nachkriegszeit – darstellen, exemplarisch in einer vorbildlich annotierten Ausgabe vorstellt. Sie kreisen um die Hauptfrage des Zusammenhangs von Nation und Demokratie: Wie wurden aus den früheren national unbewussten und entmündigten Untertanen im Prozess der Modernisierung und nationalen Bewusstseinswerdung freie und unabhängige Bürger, bzw. warum scheiterte in Japan dieser Prozess und endete in einem expansiven staatszentrierten Nationalismus? Dabei wendet Maruyama sich klar gegen die mythische *kokutai*, die als imperiale Staatsidee Japans 1889/90 kodifiziert wurde, hält jedoch gleichzeitig das Konzept eines unabhängigen Nationalstaates für die bürgerliche Emanzipation aus dem Feudalismus für unabdingbar.

In einem ersten, im jugendlichen Alter von 22 Jahren verfassten Aufsatz aus dem Jahr 1936, kritisiert Maruyama faschistische Ständeorganisationen als Rückschritt zu den Zünften des Mittelalters, da diese ähnlich die Individuen ihrer Selbstständigkeit beraubten (Band 1, S. 31). Der Aufstieg von Irrationalismus und Mystizismus verstärkte die imperialistischen Konflikte, denn das Finanzkapital verlange nach einer aktiven Staatsmacht für seine Expansionspolitik.